

Huldrych Zwingli und seine Sprache

Einen ganz eigenen Reiz hat der Versuch, Zwingli von seiner Sprache aus zu verstehen. Nichts liegt ja eigentlich näher, denn kaum einer hat je in unserm Vaterland allein durch sein Wort so Ungeheures zustande gebracht wie er. Warum lehnte im Sommer 1521 Zürich allein von allen Eidgenossen das verlockende Bündnis mit Frankreich ab? Warum setzte man sich im Frühling drauf gerade dort zuerst über das nie angetastete Fastengebot hinweg? Warum wagten es 1523 die Zürcher auf ihrem Rathaus zu zwei Malen, Konzilien und Universitäten, Bischöfen und Päpsten die Stirne zu bieten? Warum wurden nach Pfingsten 1524 die Kirchen zu Stadt und Land gesäubert von den Bildern und Meßgewändern, von den Fahnen und Reliquien? Warum entleerten sich die Klöster und wurden sie zu Spitälern, warum bekam Zürich im selben Jahr 1525 eine neue Armen- und Eheordnung sowie den verheißungsvollen Anfang zur höchsten wissenschaftlichen Anstalt des heutigen Kantons? Warum geschah das vorher für unmöglich Gehaltene, daß im bisher so verrufenen Zürich Zucht und Sitte einkehrten? Warum erhielt binnen einem kurzen Jahrzehnt das ganze Leben ein frisches Kleid und – was noch unendlich viel mehr ist – einen völlig neuen Inhalt? Das ist der Grund von allem: seit dem 1. Jänner 1519 stand Huldrych Zwingli sozusagen jeden Tag auf der Kanzel des Zürcher Großmünsters, und von 1522 bis 1531 verfaßte derselbe Zwingli hier, im Vorort der damaligen Eidgenossenschaft, sozusagen jedes Jahr wieder eine neue die Welt aufwühlende Schrift. Stärker als der Zauber des Geldes und die Macht der lieben Gewohnheit und das Beharrungsvermögen der zähen Kirchensitte erwies sich sein gesprochenes und geschriebenes Wort. Von dieses einen Mannes Lippe weg gingen die Wellenringe der heiligen Unruhe in die Stadt hinein und aufs Land hinaus und schließlich weit über die Grenzen des Vaterlandes hinüber.

Es muß von seltener Überzeugungskraft gewesen sein, wenn Zwingli redete. Daß er ein Sprachgewaltiger ersten Ranges sei, dies Lob gab ihm jeder, der ihn einmal gehört hatte, Freund und Feind. Schon nach der ersten Predigt hieß es in Zürich: „Unerhört! – der wird sagen, wie die Sachen stehen.“ Männer, die vorher die Kirche verachtet hatten, wurden nun die eifrigsten Predigtbesucher, so der Seckelmeister Heinrich Röchli, der sonst zu sagen pflegte: zu Konstanz seien beim Konzil etliche tausend Pfaffen beisammen gewesen, aber den frömmsten unter ihnen hätten sie verbrannt. Oder der Glockengießer Hans Füßli am Rennweg, der wegen

seiner Schwerhörigkeit fortan stets in der nächsten Nähe der Kanzel zur linken Seite Zwinglis zu sehen war und sich vom vielen Zuhören dessen Ausdrucksweise so gründlich aneignete, daß man Zwingli als Verfasser vermutete, wenn er später ohne Namen etwas im Druck herausgab. Und er war nicht der einzige, der Zwinglis Worte mit einer wahren Gier in sich aufzog: ein junger Basler Vikar saß einmal mit solcher Begeisterung und Verehrung unter seinen Zuhörern, daß er sich hernach nicht getraute, Zwingli anzureden, so sehr es ihn gelüstete; er stand eben unter dem Eindruck, in Zwingli sei etwas von einem alten Kirchenvater lebendig geworden. Selbst der gut katholische Propst von St. Leodegar in Luzern, der 1522 in Einsiedeln eine Gastpredigt von ihm gehört hatte, zögerte nicht, zu bekennen, daß er noch nie auf der Kanzel eine größere Entschiedenheit und eine würdigere Haltung angetroffen habe. Und was man etwa erleben konnte, wenn man sich Zwinglis Redegewalt völlig hingab, erzählt der junge Thomas Platter: ihm sei, als Zwingli vom guten Hirten predigte, zu Mute gewesen, als wenn ihn einer bei den Haaren emporzöge.

Trotzdem darf man sich keinen sogenannten glänzenden Redner vorstellen, denn das ist Zwingli weder gewesen, noch hat er es je sein wollen. Dazu war schon seine Stimme nicht stark genug; sein Freund Mykonius übertreibt einmal scherzend, man verstehe ihn ja bekanntlich auf drei Schritte Entfernung schon nicht mehr; auch wird erzählt, sein Vortrag sei, als er auf seiner Reise nach Marburg in Straßburg predigte, im gewaltigen Münster nicht durchgedrungen. Außerdem konnte es selbst ihm begegnen, daß ihn auf der Kanzel das Gedächtnis im Stich ließ, was wohl meistens mit körperlichen Schwächezuständen zusammenhing; denn Zwingli war nicht so gesund, wie es äußerlich nach seiner stets roten Gesichtsfarbe den Eindruck machte: ein Gallensteinleiden packte ihn oft jählings an und brachte Fieber und Kopfweh und machte Badekuren nötig. Auch von der Pest, die 1519 in Zürich wütete, wurde er, wie er selber sagt, zu Tode gequält; noch am 30. November, als er seine Arbeit bereits wieder aufgenommen hatte, schreibt er seinem besten Freund, daß er „zuweilen beim Predigen den Faden verliere und es ihm zuletzt fast wie einem Ohnmächtigen beinahe an allen Gliedern schwach werde“. Dies Herausfallen aus seinem Gedankengang war um so eher möglich, weil Zwingli sich auf die Predigt nicht schriftlich vorbereitete und darum keine Aufzeichnungen, geschweige denn den bis aufs letzte Wort ausgeschafften Vortrag vor sich liegen hatte. Und davon wollte er nicht bloß darum nichts wissen, weil ihm die Zeit zu dieser vielen Arbeit fehlte, son-

dern er brachte seine Predigten absichtlich nicht zu Papier, aus inneren Gründen. Er befürchtete, die Unmittelbarkeit möchte leiden, wenn man sich an die vorher festgelegten Worte bände; – wie konnte er sich lustig machen über die Verkündiger, die ihre Rede zum voraus zurecht dreheln und nach den lächerlichen Regeln einer auf die äußere Wirkung abzielenden Predigtkunst auf die Einteilung und Anordnung des Stoffes die Hauptsorgfalt verwenden! Weil er wirklich etwas zu sagen hatte und ihm drum der Inhalt ungleich wichtiger war als die Form, zweifelte er für sich nie daran, daß ihm stets das rechte Wort geschenkt werde, und er wurde auch nie müde, andere zu ermuntern: Nur keine Sorge, was ihr reden sollt! „Ich verlange von unsern Predigern nichts als Glauben. Wo dieser vorhanden ist, und es an der nötigen Gelehrsamkeit nicht fehlt, wird man im Notfall auch unvorbereitet auf die Kanzel treten können.“ Daraus darf man freilich nicht folgern, daß der Prediger Zwingli nur auf den Einfall des Augenblickes abstellte; an gründlicher Sammlung hat es bei ihm sicher nicht gefehlt, das beweisen neben andern Zeugnissen vor allem die zahlreichen Randstriche und Bemerkungen, die Zwingli ohne Zweifel bei seiner Predigtvorbereitung in seinen heute noch vorhandenen Kommentaren des Origenes und Chrysostomus anbrachte. Aber auf das Äußere verwandte er wenig Mühe; seine Art zu reden war, wie der zeitgenössische St.-Galler Chronist Johannes Keßler sagt, „nit zuo vil geflissen noch uf den schowfalt¹ zuogebutzt“.

Auch bei der Abfassung seiner Schriften, die zum größern Teil einfach Erweiterungen bereits gehaltener Predigten sind, vernachlässigte er mit Bewußtsein die Form. Nicht daß ihm zwar die Geheimnisse einer feinern Stilkunst unbekannt gewesen wären – war er doch ein sehr gelehriger Schüler der großen Humanisten gewesen, die ja gerade mit ihrer an den Vorbildern des Altertums geübten Formvollendung gerne prunkten, und es wollte etwas heißen, daß er sich schon als 12jähriges Studentlein bei den üblichen Redekämpfen in Basel stets allen überlegen zeigte, sogar den Älteren. Aber derselbe Mykonius, der uns das berichtet, betont auch, daß Zwingli nachher im Pfarramt nie den Ehrgeiz gehabt habe, mit der von ihm erworbenen Redekunst als ein neuer Cicero zu glänzen. Er hatte schon gar nicht Zeit, seine Sätze auf die Goldwaage zu legen, bevor er sie niederschrieb; seine kleineren Schriften mußte er oft in ein paar Tagen hinwerfen, bei längeren wurde am Anfang schon gedruckt,

¹ Eigentlich Schaufalte, d. h. die offen daliegende Falte eines für den Verkauf bestimmten Tuchstückes; dann: Schaustellung, äußerer Schein.

bevor die zweite Hälfte abgeschlossen vorlag, so konnte es vorkommen, daß Zwingli nicht mehr wußte, ob er diesen oder jenen Gedanken vorher schon gebracht hatte, und das fertige Werk ihn dann eben entweder gar nicht oder zweimal enthielt. Aber abgesehen davon lag es ihm nun einmal nicht, sorgsam am schriftlichen Ausdruck zu schleifen; sogar der für ihn damals noch durchaus maßgebende Erasmus von Rotterdam ermahnte ihn brieflich umsonst zu gewissenhafterer Pflege seines Stiles. Er konnte es einfach nicht, so gut er selber in seinen gedruckten Arbeiten die Härten und Holprigkeiten sah; „wie mir die Sachen zuerst in den Sinn kamen und, ohne mit der Feile langer Überlegung geglättet zu werden, aufs Papier fielen, so liegen sie nun eben da: nüchtern und kalt“. Es scheint, er kam sich kleinlich vor, wenn er schulmeisterlich seinen eigenen Aufsatz verbessern sollte, und der Gedanke daran, daß man seine Schriften in erster Linie auf die Schönheit des Redeflusses hin beurteilen könnte, widerte ihn geradezu an. „Ich will und kann die Erfindungen meiner gedanklichen Arbeit nicht mit geschickter Überlegung aufmachen und ausschmücken. Denn bis ich glaube, ich habe mir mit dem Grabstichel genug Mühe gegeben, erfaßt mich mit einemmal der Verleider über mich selber, und was ich bis da zusammengeschrieben habe, das ist mir alsobald so verleidet, daß wenn ich zufällig etwa wieder weiter vorn nachschaue, das mich zum Erbrechen reizt.“ Es war also unverständlich genug, wenn man Zwingli gelegentlich den Vorwurf machte, er betöre die Leute mit den Mitteln einer falschen Redekunst. Demgegenüber scherzt er mit herzerquickender Bescheidenheit, er wisse selber am besten, wie „all min schryben, vorus im tütsch so gar einfaltig und schlecht“ sei, daß wenn er mit schönen Worten seine Gegner überwinden wollte, er getrost seine Werkstatt zumachen und seinen Laden verkaufen könnte.

Gerade wegen ihrer Einfachheit und Volkstümlichkeit aber gewann Zwinglis Sprache Macht über die Herzen. Das war nun einmal ein Prediger, den man verstand. Er hatte nicht eine besondere Kanzelsprache, so wenig als er für die kirchlichen Zwecke einen eigenen Rock besaß. „Dasselbig muß hin und abweg gleit werden“, verlangt er vom Pfaffengewand, denn es ist ein fremdartiges „Böggkenkleid“, und es hat keinen Wert, daß sich der Hirt „mit kappen und kappenzipflen verhenke“. Aber dasselbe trifft auch auf die Ausdrucksweise zu. „Ich weiß“, bekennt Zwingli, „daß der gemein lieblich christ der warheit vil frölicher loset, wo sy in jrer eignen kleidung kummt, weder mit ze vil zier oder mit ze hochmüetigem gepöch.“ Er war gegen jene bei den Geistlichen stets be-

liebt gewesene und dazu sehr bequeme Art, mit großartigen Umschreibungen wenig zu sagen, und konnte tüchtig wettern gegen jenes Gescheitseinwollen, das seine Unwissenheit hinter hochklingenden Fremdwörtern verbirgt. Sein Nachfolger Bullinger sagt darüber: „Er redt gar landtlich und war ungünstig dem fremden angenommenen kläpper, der canzlyischen verwirrung und pracht der unnützen worten.“ Er glaubt sich geradezu entschuldigen zu müssen, daß er nach damals unter Gelehrten üblichem Brauch manche seiner Schriften lateinisch verfaßte, „darum daß die gelegenheit² unsers lands um der Welschen willen sölchs erfordert“, und wehrt sich ein andermal mit den feinen Worten für seine Muttersprache: „So viel ich sehe, steht das Deutsche hinsichtlich des Wortschatzes und der Schönheit weder dem Griechischen, geschweige denn dem Lateinischen nach; man hatte nur einen starken Widerwillen, deutsch zu schreiben, weil das Lateinische infolge seines langen und häufigen Gebrauches mehr anspricht.“ Wie gründlich macht er damit auf der Kanzel und beim Religionsgespräch und in der schriftlichen Auseinandersetzung Ernst! Wie prächtig versteht er von den alten theologischen Fachausdrücken den Staub abzuwischen, daß auch der Ungelehrte ihren einfachen Sinn erfassen kann. Wir erinnern aus der Fülle der Beispiele hier nur an jenen character indelebilis³, den Zwingli mit seinem köstlichen „unabtilglichen kratz“ wiedergibt. Oder wie hat er dem Fremdwort Sakrament den Krieg erklärt: „Es ist under tusenden kum einer, der recht verstande, was diß wort heiße – nenne einer ein ding mit dem Namen, den er wol verstat, und belade sich frömder worten nüts – was bekümmert uns Tütschen, wie die welschen Todtenpfyffer die heiligen Zeichen, die uns gott geben hat, nennend und unter welichs Wort sy die bindend!“ Von da aus erklärt sich wohl auch, warum unser Reformator nicht wie die meisten seiner Freunde jene Humanistenmode mitmachte und seinen gut schweizerdeutschen Familiennamen nicht ins Lateinische übersetzte; ein einziges Mal gab er, so weit wir wissen, dieser Verlockung nach und nannte sich Geminius (= Zwilling), was, nebenbei bemerkt, zeigt, daß er Zwingli kaum richtig ableitete, denn höchst wahrscheinlich kommt das Wort von Twing (= umzäunter Alphof). Auch gegen die aus dem Ausland stammende Titelsucht empfand er eine starke Abneigung; sogar auf seinen wohlverdienten „Magister“ war er nicht stolz, „der doch

² Die Lage.

³ Die unzerstörbare Amtswürde (der Priester); Charakter bedeutet ursprünglich das eingegrabene Merkmal.

mich selb mit keinem andren titel dann „Uoli Zwingli“ dem ätti nach gekrönet⁴ hab“, denn „ein christ syn der schönste zierlichest adel ist, der in dem himmel und uf erden syn mag“. Sogar Fürstlichkeiten gegenüber verhehlte er dieses fromme Schweizergefühl nicht; so erlaubte er sich einmal in einem Brief an den Herzog von Sachsen die scherzhafte Entschuldigung, er möge ihn nicht gern „hochgeboren, durchlüchtig usw.“ anreden, Durchlüchtigkeit sei ja schließlich auch den Glasfenstern eigen.

Das alles darf aber nicht so verstanden werden, als hätte sich Zwingli gegen das fremde Wesen überhaupt ablehnend verhalten. Es mochte wohl anfänglich diesen Anschein haben, als er z. B. den Winterthurern den Rat gab, sie sollten doch einem einheimischen Bewerber für ihr Predigtamt den Vorzug geben, denn die eigenen Leute seien viel zuverlässiger als die Fremden. Oder als er, kurz bevor er nach Zürich kam, in großer Gereiztheit gegen den sich ebenfalls um die dortige Leutpriesterstelle bewerbenden Pfarrer Mär aus Feldkirch als gegen einen Hochmutsnarren, Hansdampf usw. loszog und schreiben konnte: „Wenn sie sich diesen Schwaben gefallen lassen, so mögen sie gewärtig sein, was der aus seinem Saustall vorführen wird.“ Hernach aber hat Zwingli die fremde Art, sofern sie tüchtig war, nicht weniger geschätzt als die eigene; er selber hat ja Leute aus dem benachbarten Süddeutschland zu Mitarbeitern berufen, hat mit Franzosen brieflich verkehrt, hat mit dem evangelischen Ausland Bündnisse gesucht, und wenn man ihm das Zusammenarbeiten mit hergelauenen Fremden als etwas Verächtliches hinstellen und verleiden wollte, so sagte er wohl: „Syg ein ieder, wannen er welle; wenn er zur verantwortung us dem göttlichen wort gestat, was ligt daran, ob einer frömd oder heimisch sye.“ Immer mehr mochte er in der Schweiz jedem Redlichen Gastfreundschaft gewährt wissen, man denke an sein herzliches Entgegenkommen Hutten, Karlstadt und andern gegenüber; wie ein wertvolles Vermächtnis liest es sich gerade heute wieder, was er nicht lange vor seinem Tode niederschrieb: „Darnach denn ze hoffen, daß üch gott, wie jr fast in der christenheit mittel⁵ ligend, werde zuo eim byspil, fryheit und zuoflucht machen aller dero, die der warheit begirig sind.“ Und so darf man selbstverständlich auch nicht etwa meinen, Zwingli habe den Wert fremder Sprachen überhaupt unterschätzt – im Gegenteil, er selber lernte ja, als er bereits Pfarrer der großen Gemeinde Glarus war, Griechisch und machte sich als mit Arbeit überladener Leutpriester

⁴ Geschmückt.

⁵ In der Mitte der Christenheit.

von Zürich sogar noch hinter das schwierige Hebräisch und verlangte je länger je mehr für die Pfarrer eine gründliche Schulung in den alten Sprachen. Aber wenn man es nun mit dem Volk zu tun hat, wenn man auf der Kanzel oder vor seinen Unterweisungskindern oder in der Ratstube steht, so rede man das lautere, liebe Deutsch! Als auf dem zweiten Zürcher Religionsgespräch der Augustiner-Prior mit einem weisen lateinischen Sprüchlein kam: „In rebus arduis et dubiis currendum est ad sedem apostolicam. Nun ist ie das ardua res, ja arduissima“⁶, da rief Zwingli zu ihm hinüber: „Lieber herr prior, sagend uns das zuo tütsch, es wirt fast holdselig syn.“

Zwingli hat in der Tat deutsch geredet, und zwar das Deutsch, das seine Zürcher und Eidgenossen verstanden. Es spricht nicht gegen, sondern eher für ihn, wenn Luther an der ihm fremd anmutenden Ausdrucksweise Zwinglis mancherlei auszusetzen hatte und sie ein „filzichtiges und zötichtiges Deutsch“ nannte; „einer möchte schwitzen, ehe ers versteht“. Unsere ans Alemannische gewöhnten Vorfahren mögen umgekehrt empfunden haben; ihnen machte die vertrautere Sprache Zwinglis mehr Eindruck als die Redeweise seiner aus dem Norden stammenden Gesinnungsgenossen, mochten sie noch so tüchtig und an Gelehrsamkeit Zwingli sogar überlegen sein, wie dies vom Basler Reformator Ökolampad gilt. Über ihn sagt Ludwig Lavater: „Ökolampad war ein ganz ausgemachter Theologe; aber in der Besiegung von Gegnern konnte er Zwingli durchaus nicht verglichen werden. Das gestehen jene, welche die beiden zu Bern disputieren hörten.“ Dieser Vorsprung Zwinglis wird wohl neben andern gerade auch in der Bodenständigkeit seines Ausdrucks begründet gewesen sein. Wir Schweizer sollten drum Zwinglis deutsche Schriften stets in der ursprünglichen Fassung lesen, denn nach unserm Gefühl wird ihnen auch die beste Übertragung ins heutige Hochdeutsch ihr eigenartiges Gepräge, den frischen Duft und gesunden Erdgeruch nehmen⁷. Warum soll man für morndeß sagen: am folgenden Tag?, für ring: leicht, für linde schwarten: weiche Haut, für rübis und stübis: mit Stumpf und Stiel, für pflegel: grober Mensch, für ölgötz⁸: langweiliger, unbrauchbarer Geselle, für beschiß: Betrug, für glatt bälg: glatte Häute, Wohlbeibtheit, für zürli-

⁶ „In schwierigen und zweifelhaften Dingen muß man zum apostolischen Stuhl laufen. Nun ist dies doch etwas Schwieriges, ja etwas sehr Schwieriges.“

⁷ Es sollen darum hier auch nur jene Stellen neuhochdeutsch wiedergegeben werden, die Zwingli lateinisch geschrieben hat.

⁸ Eigentlich Heiligenbild, vor dem man viel Öl verbrannte.

mürrler: läppische Schwätzer, für sudlen: beschmieren, für muslig machen: beschmutzen, für stempnyen: alberne Einbildungen, für hüppentrager: Backwerkhausierer, für: ich thuons zuo keinem tratz: ich will niemand herausfordern? Übersetzt man auf die angedeutete Weise, so wird dem Zwingliwort sofort seine Lebendigkeit, Munterkeit und eine gewisse ihm anhaftende Herbigkeit abgestreift. Der Reformator sagt einmal zu einem Appenzeller, seine Heimat liege „an einem ruchen ort, da die fromm einfaltigkeit bas mag verhüet werden“⁹. Von diesem gesunden Bauernempfinden aus muß ohne Zweifel das Bestreben Zwinglis verstanden werden, auch beim Reden über die höchsten religiösen Fragen seine angestammte natürliche Derbheit nicht zu verleugnen: rauh kann frömmer sein als fein. So äußert sich der Verfasser der bedeutendsten Lebensgeschichte Zwinglis über seinen Helden: „Die Einfachheit und Ehrlichkeit des Ausdrucks verleiht seiner Rede, ähnlich wie es bei Luther der Fall ist, ihre beste Kraft und mächtigsten Zauber“, wobei wir uns allerdings die Feststellung erlauben, daß der schweizerische Reformator die Grenze zwischen Derbheit und Grobheit genauer gesehen und gewissenhafter beobachtet hat als der deutsche.

Eine dankbare Aufgabe müßte es sein, die äußerst zahlreichen in Zwinglis deutschen Schriften eingestreuten Bibelanführungen zusammenzustellen und so einen Begriff davon zu geben, wie Zwinglis Bibelübersetzung aussähe, wenn er sie für uns Deutschschweizer durchgeführt hätte. Man würde sich wundern, wie meisterhaft er es verstand, die räumlich und zeitlich so weit abliegende heilige Geschichte mit dem Zauberstab seines Wortes zu neuem Leben zu erwecken und seinen Zeitgenossen nahezubringen. Alles Fremdartige tilgte er, alles Mißverständliche räumte er aus dem Weg. Auch dafür nur wenige Belege. Den Ausdruck „Bischof“ in den paulinischen Briefen, der unsere protestantischen Laien so leicht zu falschen Vorstellungen verführt, hätte er sicher nicht stehen lassen; klipp und klar schreibt er einmal: „Das wörtlin Episcopus – das ist uf guot tütsch ein pfarrer.“ Oder statt „Priester und Levit“ im Gleichnis vom barmherzigen Samariter schlägt er vor: „pfaff und pfaffenknecht.“ In jener Stelle der Bergpredigt: „auf daß dich nicht der Richter überantworte dem „Diener“, sagt er für „Diener“ das landesübliche „Weibel“; statt „Weiber...“ übersetzt er: „Baben werden über sie herrschen“, für Splitter und Balken in dem bekannten Spruche „rüetlin“ und „trommen“. Das

⁹ Da die fromme Einfachheit besser erhalten bleiben kann.

„Passah“ verdeutlicht er auf gut schweizerdeutsch mit „überhupfen“; den bekannten Satz der Schöpfungsgeschichte überträgt er so: „Und hat der herr gott den menschen gestaltet us dem lätt“, was sicher richtiger ist als das gebräuchlichere: „aus Staub von der Erde“. Besonders träf mutet es uns an, wenn er in seiner berühmten Fastenpredigt vom Frühling 1522 statt: „Warum zwingst du denn die Heiden, nach jüdischer Weise zu leben?“ verdeutscht: „Du leerst die Heiden jüdelen.“ Und wie heimatlich klänge es uns Schweizern erst ins Ohr, wenn in unserer Bibel jener Vers des 23. Psalmes nach Zwinglis Vorschlag so lautete: „In schöner weyd alpet er mich.“

Wie munter und drastisch, immer frisch und lebendig sich Zwingli auf der Kanzel mit seinem Zuhörer, aber auch mit dem abwesenden Widersacher auseinandersetzte, geht aus Zwischenbemerkungen, unermuteten Fragen und Aufforderungen, bildhaften Redensarten und Beteuerungen hervor, die sich sozusagen auf jeder Seite seiner Werke finden, wobei zwischen gedruckten Predigten, lehrhaften Darstellungen und Streitschriften kein wesentlicher Unterschied besteht. Statt: man merkt den Betrug, sagt er: „Hie ligt der schalk hinder dem hag.“ Statt: jetzt kommt's, was ich sagen will: „Jez folgt der haft.“ Ich will euch das deutlicher zeigen: „Ich muoß üch by der nasen bas drüber ziehen.“ Man kommt hinter die Lüge: „Man hat dem Tüfel in die karten gsehen.“ In dem betreffenden Bibelvers ist von euch die Rede: „Jr werdend üch selbs im spiegel innen finden.“ Offen über die ganze Sache reden: „den butzen harus sagen.“ Du wirst das nicht so leicht wegzuleugnen vermögen: „Da muost du ein guot biel koufen, daß du das weg machen könnist.“ Es gilt mit ihm zu fechten: „Wir müssend jm ein wenig hinders fell.“ Löse mir den Widerspruch, das Rätsel: „Thuo den knopf uf!“ Meine Bemühungen, die Gegner zu überzeugen, sind umsonst: „Ich wäsch ein rappen¹⁰“. Es juckt ihn: „Jn byßt die hut.“ Wir wollen dies von euch wissen, nicht etwas anderes: „Das ist das recht schußzil.“ Ihr habt den wahren Sinn der Bibelstelle noch nicht vorgebracht, ihr müßt weiter raten: „Spannend wider!“ Nur gemacht: „Es kummt alls nach einandren, wie ein gutjar.“ Zum Kuckuck mit den ungelehrigen Menschen: „Huß mit denen stumpfen köpfen!“ Weit gefehlt, ihr seid noch lang nicht die heilige Kirche: „Ocha! schneggli der heiligkeit.“ Jetzt bin ich zu der wunden Stelle der Theologen gekommen: „O wee, da han ich den eißen aller

¹⁰ Raben.

menschleererem berührt!“ Ein schwacher Einwand: „ein Kürbisen Rigel.“ Ein Widerspruch in sich selbst: „ein hölzerner Schürselin.“ Wenn sich der Gegner hinter unrichtige Schlußfolgerungen verschanzt: „Sich, wie sich der Teufel buckt; wie könnend geleert lüt hinder solch Sprung kommen?“ Wenn ihm jemand mit einem Einwand eine Waffe für seine eigene Sache in die Hand gibt: „Dank üch Gott, daß jr den Balg selbs harzuo tragend wie der Fuchs.“ Du sagst, man brauche nicht auf den hebräischen und griechischen Urtext der Bibel zurückzugehen: „Aber dir ist wie dem Fuchs. Weist, wie er der Biren¹¹ nit wollt?“ Wenn eine Entgegnung nicht hierher gehört: „Spar din Schryen bis in d’faßnacht!“ Misch dich nicht in Dinge, die du nicht verstehst, „daß’s dir nit gange wie dem Esel, der urtheilet, der guggert sunge bas weder die Nachtgall“. Gegen den voreiligen Verfasser einer unverständigen Schrift: „Thuo die Ougen und Oren uf und den Mund zuo und die Feder us der Hand, und lern vor¹² bas¹³, ee du dich uf den Platz lassist. Und gib Gott eer und der Wahrheit!“ Gegen den Einwand von täuferischer Seite, Gott könne die Kindlein ja auch ohne die Taufe selig machen aus Gnaden: „Lieber, ist es war? Ich hör wol, er muß nit Urlaub von dir nemen?¹⁴“ Als sich auf der zweiten Zürcher Disputation Pfarrer Schüchysen von Glattfelden die Bemerkung erlaubte, wenn man nie angefangen hätte, die Bibel hebräisch und griechisch zu lesen, so stände es besser im Land, höhnte ihn Zwingli: „Herr von Glattfelden! man sieht und hört am Schwanz wol, was jr für ein Vogel sind.“

Doch werden solche Wendungen damals auch von andern gebraucht worden sein. Zwinglisches Eigengut aber sind ohne Zweifel seine vielen treffsicheren Gleichnisse. Wir wüßten nicht, wo sonst man den feinen Beobachter und Menschenkenner, den mitten im Volk und im Leben stehenden, gescheitern, mutigen, frommen Zwingli prächtiger schauen könnte als im Guckkasten dieser seiner farbigen Bilder. Um Beispiele aus der Vergangenheit war er zwar nie verlegen; so berichtet Mykonius, er habe die ganze reiche Sammlung des alten römischen Geschichtsschreibers Valerius Maximus auswendig gewußt. Er muß aber selber gefunden haben, daß ungleich mehr überzeugt, was man unmittelbar aus dem Leben selber schöpft. So bezieht er wie Luther seinen Erläuterungsstoff je länger je lieber aus seiner und seiner Zuhörer alltäglicher Anschauung: aus

¹¹ Die Traubenbeeren.

¹² Vorher.

¹³ Besser.

¹⁴ Wenn ich recht verstehe, muß er dich nicht um Erlaubnis fragen?

der Natur, aus der Kinderstube, vom Rathaus, von der Gasse, aus dem Stall, von der Alpweide, aus der Werkstatt, aus der Schule, aus der Krankenkammer, vom Krämerladen, vom Gerichtssaal. Von da aus könnte das stellenweise immer noch etwas dürrtig gezeichnete Bild seiner Persönlichkeit noch mancherlei wertvolle Bereicherung erfahren. So liest man in allen Lebensgeschichten Zwinglis das Bedauern, daß sich über seine ganze Jugendzeit sozusagen rein nichts anderes berichten lasse als die nüchternen Angaben über Zeit und Ort seiner Geburt, über die Namen seiner Eltern, Geschwister, Verwandten, einiger Lehrer usw. Wir stellen deshalb aus der Fülle seiner Gleichnisse gerade einmal diejenigen etwas vollzähliger zusammen, die Rückschlüsse auf Kinheitserlebnisse des großen Mannes nahelegen. Doch soll die Hauptsache: was Zwingli mit der Vergleichung klar machen will, dabei nicht aus dem Auge verloren werden.

Zuerst Erinnerungen an seine Geschwister und Kameraden. Solange man im Evangelium noch nicht gründlich genug unterrichtet ist, soll man einem die Heiligenbilder noch nicht nehmen; mit dem wachsenden Glauben wird man dann diese schon von selber aufgeben: „Es laßt sich das Kind nit vom bank, bis daß du jm ein stuol dar hast gestellt, daran es sich heb, un¹⁵ daß es recht onghaben¹⁶ gon kann.“ Man soll es wagen und seine Zuversicht auf alles Menschenwerk fahren lassen und sich einfach Gott übergeben, „glych als ein kind, das sich von den bänken laßt“. Man kann nicht auf Gott zugleich und auf die Heiligen sein Vertrauen setzen, sonst macht man's wie die Kinder: „so man sy fraget: weliches ist dir in unserem g¹⁷ sind das lieb¹⁸ ? sprechend sy: der vater. Denn so spricht die muoter: ich wönt¹⁸, ich wäre das lieb¹⁸. So antwurt es: du bist mir ouch das lieb¹⁸; demnach gibt es ouch der jungfrowen¹⁹ sölche antwurt.“ Der Kirchengesang der Priester ist etwas so Gedankenloses wie das Gebaren der spielenden Kinder, „die um die gaß krüzend²⁰, und ouch darzuo singend, und buckend jre münd ouch in seltsame wort, die weder sy noch andere menschen verstond“. Vor dem Bannstrahl braucht man sich so wenig zu fürchten, „als ob üch meister ysengrind im himmelrych mit der kellen dröwte“ (Ysengrind war damals der Bölimann der Kinder).

Ein besonders scharfes Auge muß Zwingli, der Toggenburger Knabe, für die Tiere gehabt haben. Ein Christ muß sich vor der Schlechtigkeit zurückziehen, „wie der schneck und krep^s die hörnli hindersich zücht,

¹⁵ Bis.

¹⁶ Ohne Handhabe.

¹⁷ Familie.

¹⁸ Ich meinte.

¹⁹ Magd.

²⁰ Prozessionen aufführen.

wo er innen würt, das er sich anstost“. Für Geld machen Pfaffen und Mönche jedem die schönste Beerdigung und murmeln dazu so schön, „daß du wänst, die hurnussen köm mind mit macht gezogen“. Dem unbelehrbaren Luther wird es gehen wie dem Häher an der Leimrute: „ie mee derselb schryet, gwägget und zablet, ie mee er klebt.“ Die Wiedertäufer haben’s wie die Gänse, „dann dieselben gegend ouch also hin und wider, und wüssend nit, war²¹ sy fliegen söllind“. Die Gleichgesinnten müssen sich zur Abwehr des äußern Feindes zusammenschließen: „So drängen sich ja auch die Enten zu Rudeln zusammen, um dem Adler die Lust am Rauben zu vertreiben, so verunmöglichen die Ochsen den Bären und die harmlosen Schafe den Wölfen das Plündern.“ Wir selber vermögen die uns angeborne böse Art in uns nicht zu dämmen, sondern allein Gott, und selbst dann erwacht das böse Verlangen stets wieder in uns: „Der jung wolf, diewyl er noch blind ist, weißt er nüts von schafzwicken, noch so ist die art in jm; sobald er aber erwachst, so hebt er denn an ärtelen.²² Wenn man aber den wolf von jugend uf mit streichen zwingt, verdrückt er die art; aber er verlürt sy nit, sunder, wo er die gäns sicht, embleckt²³ er die zän, ob er glych nicht schlächt²⁴“. Der Pfarrer soll zur Förderung und Erbauung seiner Gemeindeglieder die rechte Schärfe mit der richtigen Liebe verbinden, „glych als der hirt etliche schaf schlächt, etliche mit der hand, etliche mit dem fuoß schübt, etliche aber mit pfysen²⁵ trybt, etliche mit dem gleck zökt²⁶, aber etliche, so sy blöd²⁷ sind, treit, etliche daheim laßt, bis sy erstarkend: thuot er doch diß alles sinem herren ze guotem, daß jm die schäflingemeeret, suber und gsund werdind“. Auf Beobachtungen Zwinglis in seiner bergigen Heimat geht wohl auch die folgende Vergleichung zurück: Mißrät die aus Geldgier betriebene Reisläuferpolitik, so suchen die Führer des Volkes die Schuld allenthalben, nur nicht bei sich, „glych als wenn einer siner stärke ze vil vertraut, und überladet sich mit einer ze schweren burde; so jn die niderdruckt, spricht er nit: Ich hab ze vil uf mich gnommen, sunder: Ich bin geschlipft, oder: Ich hab sy nit recht uf mich genommen, oder nit recht zemmen gebunden; und ist doch die schuld niemans dann deß, der sich übernommen hat“.

Selbstverständlich fehlen auch Anklänge an allerhand Naturereig-

²¹ Wohin.

²² Fängt er an, die Art anzunehmen.

²³ Läßt blicken.

²⁴ Schlägt.

²⁵ Zischen, Pfeifen.

²⁶ Mit Salz nachzieht.

²⁷ Schwach, krank.

nisse nicht. Die Erbsünde ist eine Verderbnis der ursprünglichen Menschennatur, „glych als da in eim ungewitter oder hagel alle wynreben verderbt werdend“, und der Täuferstreit ist wie ein Frost, der „in die bluost des ufwachsenden evangeli gefallen ist“. Bibelworte darf man nicht aus ihrem Zusammenhang herausreißen, sonst verlieren sie ihre Beweiskraft: „Glych als wellte einer von eim blüemli, das on alle wurzen ist abbrochen, ein bluomgarten pflanzen; so soll man nüt, er muoß den wasenschollen²⁸ mit den wurzen pflanzen.“ Wer sich lange Zeit von der menschlichen Weisheit hat blenden lassen, kann zuerst die Schönheit des Gotteswortes gar nicht sehen, wenn sie auf einmal vor ihm aufleuchtet: „So einer lang in dem schneeglantz gewandelt hat, und demnach an aabre²⁹ grüne ort kummt, betrügt jn noch lang die schneeblende, ja etlich müessend sich lange zyt arznen, ee und³⁰ jnen die recht gsicht widerum werde, etlich aber erblindend gar.“ Oder Haß und Streit „thuot wie ein waldwasser oder berggrüfe. Das nimmt gäch alles das hin, das es erlangt, und meert sin kraft darmit. Es werdend zum ersten nur kleine steinli bewegt; dieselben bewegend darnach mit oft anpütschen die größeren, bis daß die rüfe so groß und mächtig wirt, daß sy alles, das jro entgegen stat, ufrumet und hinnimmt, und hinder jro nüts laßt denn ein unnützen rüwen, klag und entschöpfung der schönen jucharten und matten. Und wie man in der berggrüfe nüts anders sicht weder das trüb wasser, wiewol so groß flüe drin gond; also gond in den zänggischen trüeben reden nyd, haß, üppig eer und derglychen böse stein; aber man sicht sy nit, denn allein an dem großen getös merkt man, daß sy darin sind“.

Auch Schulerlebnisse müssen gelegentlich der Verdeutlichung dienen. Den Gedanken: freue dich, wenn Gott zu dir das Vertrauen hat und dich vor große Aufgaben stellt, drückt er so aus: „Der Schulmeister gibt eim Knaben eine kurtze Letzgen³¹ für, dem anderen eine große. Warum? da weist er³², daß ders wol, der ander nit lernen mag. Also kennt Gott die sinen; er weist wol, wie vil er inen ufflegen soll. Wo Gott große Ding uffleit, da wil er zeigen, daß er in³³ größlich üben wil.“ Gott verhängt über die Menschen Strafgebote, da er weiß, sie tun das Gute nicht ohne das, so gern er's möchte: „Welcher sinen sun dem schuolmeister empfilt, der spricht: Leerend jn diß oder das, und schlahend den buoben, und sparend jm nüt! Hie ist die meinung des vaters nit, daß er jn schlahe, die wyl er

²⁸ Rasenschollen.

²⁹ Schneefrei.

³⁰ ee und = ehe.

³¹ Lektion, Aufgabe.

³² Weil er weiß.

³³ Ihn.

recht lernet, sunder weißt der vater des buoben art wol, daß er nit lernet nach sinem sinn, man schlahe jn denn.“ Wenn man mit der irreführenden Gelehrsamkeit der alten Theologen belastet ist, so kostet es uns doppelte Mühe, zur Erkenntnis der Wahrheit zu kommen, „glych als wenn einer die luten hat gelernet schlagen, aber nit nach der rechten art, und lernet aber demnach die rechten art, so muoß er vil wirsch³⁴ zyt haben, daß er der vordrigen letzen³⁵ art entwone, weder die nüwen ze lernen; denn es will jm allweg etwas der alten art anhangen“.

Natürlich liegt es dem Eidgenossen und Staatsmann Zwingli besonders nahe, in seine Belehrungen auch Bilder aus dem öffentlichen Leben einzustreuen. Die Taufe ist ein uns zu einem ehrbaren Wandel verpflichtendes Zeichen, „glych als so einer spricht zu einem Ratsherren: Lieber, weißt du nit, warum du den schwarzen rock treist: darum das du sehist, das, wie du erbarlich bekleidet bist, das du nit uneerlich lebst, nit suffist, hurist usw. Nit das der rock das thuge, sunder, es ist allein ein Zeichen, das er der lastren sol müßig gan, und eerlich sol leben“. Oder ein andermal: „Sacramentum, so vil hiehar dienet, heißt ein pflichtzeichen. Als, so einer ein wyß krüz an sich näjet, so fer³⁶ zeichnet er sich, daß er ein eidgenoß welle syn; und wenn er an der fart zuo Nähenfels³⁷ gott ouch lob und dank seit um den sig, den er unseren vordren verlihen hat, so thuot er sich uf, daß er ouch von herzen ein eidgenoß sye.“ Luther hat für die bildliche Bedeutung der Abendmahlsworte: „Dies ist mein Leib“ kein Verständnis, sondern nimmt sie, „glych als so der König zuo sinem sun spräch: Ich gib dir min kron; und der sun verstüends allein von der guldinen kron und nit das ganz ryeh“. Gott hat dem Gläubigen sein Gesetz ins Herz geschrieben, er kann darum ohne den Papst und seine Konzilien beurteilen, was biblisch ist: „Laß dir syn, wie ein alter Landmann ze Uri sye, der alle landrecht habe gholfen machen, ee und sy ie geschriben wurdind, und die eigenlich³⁸ wüßte, und daby grecht und trüw sye, und sye das geschriben landbuoch verloren, und kämind aber jro vil und bringind büecher herfür, und stryete ein ieder, sins sye das recht landbuoch, und sygind aber die bücher nit alle glych an der meinung. Wie wölttist du jm thuen? wölttist du darüber lassen erkennen, welches das recht landbuoch wäre? Nein, denn es möchte darin wol gefelet werden, dann die jungen wüßtind nit an den landrechten ze erken-

³⁴ Mehr.

³⁵ Falschen.

³⁶ Damit.

³⁷ Schlachtfeier von Näfels.

³⁸ Genau.

nen, welches das recht wäre; aber der einig alt, fromm, wolwüssend landmann, der wurd erkennen, welchs die rechten alten landrecht wärend, und ob demnach glych vil büecher alle glych wärend, läg nüts daran, denn sy wärend alle nur ein landbuoch; welche aber den alten rechten nit glych wärend, die wurde man abthuon, dann es nit landbüecher wärend. Der alt trüwe landmann ist der gläubig.“ Des Papstes Herrschucht und Geldgier ist ein offenkundiger Verrat an dem Christus, der das Dienen und Armsein geboten hat: „So ein küng ein botschaft etwohin sandte mit lutrem usgedrucktem befehl; und so der dahin käme, da er sölech befehl vollenden sölte, schwüere er offentlich zuo denen, die wider sin befehl handletind; wäre der nit für einen verräter billich ze verurteilen?“ Das Priesteramt ist nicht, wie die katholische Kirche lehrt, eine unzerstörbare Würde: „Glych als so einer ein burgermeister ist, so versicht er sin amt, und erkennt es ein amt syn³⁹; daß man aber jm eer darzuo enbüt, kummt da dannen⁴⁰, daß er sin amt recht versicht; sobald er das nümnen versicht, wie es gehört, so stoßt man jn ab: denn so ist er nümnen burgermeister. Denn wie man eins burgermeisters nüt darf⁴¹, der nur wöllte ein junker syn, und zuo gmeinen friden und der gerechtigkeit ufenthaltung nit wachen, also darf man dero nüt, die nur darum priester sind, daß sy muotwillind und den eerlichen namen tragind.“

Dahin gehört wohl auch, daß Zwingli gern in soldatischen Ausdrücken und Gleichnissen redet, so sehr er eigentlich grundsätzlich gegen den Krieg gewesen ist, wenigstens gegen den um Eroberung und schnöden Sold geführten. Seine Eidgenossen warnt er, ihr Schwert müsse Christen gegenüber stumpf werden, und gen Rom ruft er in heiligem Zorn: „Hör, o papst, Christum: steck yn⁴²“. Aber nun übersetzt er sozusagen das Militärische in eine höhere Tonart. Er selber fühlt sich als „reyser⁴³ mins hauptmanns Christus; der wirt mir Amt und Sold geben, so vil jn dunken wirt guot syn“. Und da er sagt: „Ich sich gern christenliche manheit und standfeste“, ermuntert er seine Leute, sie möchten sich ebenfalls für Christus anwerben lassen, oder wie er sich ausdrückt: „sin ordinanz erlernen“: „Es lebt von neuem auf die alte Anfangszeit des Christentums; nun haben die Streiter Christi wieder etwas zu kämpfen, nun winkt ihnen

³⁹ Und anerkennt, daß es ein Amt ist.

⁴⁰ Davon her.

⁴¹ Bedarf.

⁴² Papst, höre auf das Wort Christi: Stecke dein Schwert in die Scheide!

⁴³ Kriegsknecht.

auch wieder der gleiche Ruhm.“ In der vordersten Front müssen die Verkündiger des Gotteswortes stehen: „Wie in der Schlacht der Hauptmann vor allen mutig und tapfer sein muß, so ist in der Kirche das erste Beispiel und Muster der Prophet, nach dessen Vorbild nicht nur das Volk, sondern auch die Väter, die Regierenden, sich zu richten haben.“ Die altbewährte Schweizer Tapferkeit kann sich nun erst recht betätigen: „Dann mit dem papsttum stryten brucht mee herzens weder in keiner schlacht stryten; der fyend ist stark und schlipfrig, und krümmt sich in tusend bück.“ Aber wohl verstanden: Die Kampfarmt und die Waffen sind nun andere: „Uns ist tapferkeit nit grusame ding thuon, sunder heilige fromme güete zuo gemeinem friden und leben. Nimm ghein ander schwert in d'händ nit weder das schwert des geistes, das ist, das wort gottes. Diser David kann in dem stählinen harnest⁴⁴ nit fechten.“ Die große Gegnerschaft der evangelischen Sache wird man „ringer herdfällig machen mit dem innerlichen harnesch weder mit dem üsserlichen – nit förchten ist der harnischt! Ist ein unfrütiger⁴⁵ reiser, der um sines herren und hauptmanns willen nit mag sin bluot vergießen, und flücht hinden ab, da sin herr vorhin den tod für und vor jm gelitten hat. Recht stryter Christi sind, die sich nit schämend, ob jnen der kopf zerknütschet wirt um jrs herren willen.“

Vielleicht darf man hier auch auf Zwinglis Witz hinweisen. Es ist nämlich nachgerade zur feststehenden Meinung geworden, die einer dem andern ungeprüft nachspricht: Zwingli sei ein kühler Verstandesmensch gewesen; seine nüchterne Art habe für Gemütlichkeit und Fröhlichkeit wenig übrig gehabt. Wie angenehm wird da derjenige enttäuscht, der, statt immer nur trockene Bücher über ihn zu lesen, sich die Mühe nimmt, ihn selber aus seinen Werken kennen zu lernen! Die ernstesten Stellen, wo es im übrigen sicher weder ihm noch seinen Zuhörern und Lesern ums Lachen war, sind stets wieder mit einem kräftigen Humor gewürzt. Heute ertrüge man ohne Zweifel ein solches Scherzen nicht auf der Kanzel, aber damals bestärkte umgekehrt die stets wieder durchbrechende Munterkeit geradezu in der fröhlichen Sicherheit des allen gemeinsamen Glaubens. Gleich eine Probe aus der ersten Predigt, die Zwingli drucken ließ. Er setzt sich hier mit dem Fastengebot der Papstkirche auseinander und führt u. a. die Auffassung des Paulus in solchen Speisefragen wörtlich an: „Und wenn euch jemand von den Ungläubigen zu Gaste bittet und ihr wollet hingehen, so esset alles, was euch vorgelegt wird“, unterbricht sich

⁴⁴ Harnisch.

⁴⁵ Untüchtig.

aber an diesem Punkte und macht die Zwischenbemerkung: doch natürlich recht zu verstehen, „sust wär er ein untrüwer fraß⁴⁶, wenn er alls äße!“ Wie die Täufer prahlen, sie hätten sich sofort wie neue Menschen gefühlt, sobald die Wiedertaufe an ihnen vollzogen worden sei, spottet Zwingli: „Wärind guote mär; wir wölltind alle in der Linmag⁴⁷ baden!“ Als der Pater Lesemeister der Predigermönche schwer beleidigt und wie zum Protest die Stadt Zürich verließ, schrieb Zwingli einem Freunde, sie hätten deshalb so wenig geweint, „als wenn eine mürrische, reiche Stiefmutter mit Tod abgegangen wäre“. Einem Pfarrer, der sich vom Sakrament der letzten Ölung nicht trennen wollte, ließ er sagen, „er solle doch das Öl für den Salat brauchen und möge sich damit einsalben, wenn er Gliederschmerzen habe. Durch den Glauben werden wir selig, nicht durch das Öl, sonst müßten ja die Ziegenschläuche am seligsten sein, denn die triefen ja davon“. Muntere Wortspiele sind nicht selten, z. B. an die Adresse Luthers: „Den Buzer butzest du uneerberlicher us, weder jm oder dir zimme“, oder an die der geldgierigen Geistlichen: „sy söllend das einig krüz Christi⁴⁸ (nit die kisten) ufrichten“, oder an die von Matthys Kretz in Augsburg, der gegen Zwinglis Mitarbeiter Leu (Leo Jud) eine Streitschrift geschrieben hatte und nun von diesem eine Widerlegung erhielt: „Min bruoder Löw wird den Kretzen, den er iez nur ein klein⁴⁹ krätzlet hat, bas in die klawen nemen, bis daß er jm den gammel⁵⁰ so vil benimmt, daß er jn ouch ufwerfen und ballen wirt.“ Den kriegerischen Eidgenossen, die stolz pochen: niemand kann uns widerstehen, ruft er zu: „Glych als ob wir ysin syend und andre menschen kürbsin!“, einem unverständigen Bücherschreiber: „Es thuot uns göuchen⁵¹ gar wol, wenn unsere namen ouch im buochkrom ligend, glych als neßlen under den wolriechenden krüteren on zwyfel deß stölzer sind“, Gegnern, die mit unsinnigen Einwänden kommen: „Wie will üch dunken, wär es nit einmal zyt, daß man uf den köpfen gienge?“ oder andern, die mit Gegenbeweisen daneben treffen: „Da treffend sys wie Kuonz hinderm ofen, mezget ein katzen für ein hasen.“ Köstlich weist er falsche Folgerungen ab; z. B. behaupten die Wiedertäufer: die Apostel haben keine Kinder getauft, also darf man nicht taufen. Zwingli: So könnte man auch das beweisen: „Die apostel habend keinen in Kalkut getauft; darum soll man kein Kalkuter toufen.“ Oder im Abendmahlsstreit, der mit windigen

⁴⁶ Vielfraß.

⁴⁷ Limmat.

⁴⁸ Das Kreuz Christi allein.

⁴⁹ Wenig.

⁵⁰ Mutwillen.

⁵¹ Narren.

Gründen fechtende Dr. Strauß: Gott ist allmächtig, also macht er Brot und Wein zu Fleisch und Blut. Zwingli: Dann könnte man auch so schließen: „Du bist ein Struß, und mag⁵² dich gott wol zuo einer gans machen; so bist du ouch ein gans“, was ja doch sicher nicht wahr sei! Über die Wahrsager und Sterndeuter macht er sich lustig: „Wenn sy von kalt sagend, so will man von hitz ersticken; wenn von wärme, so muoß man by den bränden sitzen!“ Von einem gedankenlosen Pfarrer gibt er das Stücklein zum besten: „Nachdem er die schäflin übel bescholten, endet er also: Sehend jr, so jr üch nit ändrend, und ich ouch, so werdend wir mit einander des tüfels; dazuo helfe üch und mir gott, vater, sun und heiliger geist!“ Wie Zwingli auf den Horengesang der Geistlichen zu reden kommt und ihn als etwas Unevangelisches verwirft, hört er von einem gut katholischen Priester den Einwurf, ob es denn schließlich nicht besser sei, man singe in der Kirche, als wenn man müßig ginge und im Brettspiel läge. Darauf Zwingli: Ihr tut mir wirklich leid, lieber Herr! daß es mit euch so weit gekommen ist und ihr das Recht eures schönen Gottesdienstes nicht mehr anders zu beweisen vermöget als so: besser sei er auf jeden Fall noch als Müßiggang und Brettspiel. Wollt ihr eure Andachtsübungen damit vergleichen, so sage ich: spinnen ist doch auch etwas Besseres als Müßiggang und Brettspiel. „Wie wär nun, jr spunnind oder haspletind, min andächtiger vater! Doch sind jr ze stark darzuo: wie wär es, man machte ein holzschyter oder ein pfluogheber us üch, so jr doch etwas müessend thuon für müessiggon. So hulfind jr ouch dem gemeinen menschen die arbeit tragen; jr sind schön und feißt!“ Welch feiner Humor spricht aus solchen Sätzen; wie schelmisch mag da allemal ein rasches Lächeln um Zwinglis Mund gespielt haben und über sein Gesicht gehuscht sein, wenn er solche Dinge aussprach! Wir begreifen nun, warum der schon genannte Chronist Keßler von Zwingli sagen konnte: „Welcher belustiget doch stattlicher?“ und ebenso, warum ihm seine Gegner in Zürich den Vorwurf machten, in seinen Predigten sei zu viel Scherz, der nicht auf die Kanzel gehöre. Aber wer gegen ihn nicht voreingenommen war, fühlte ganz gut, wie er es meinte, und daß es ihm im Grund durchaus nicht ums Spaßen war. Zwingli selber hat zu seinen Hörern das Vertrauen gehabt: „Ein fruofig schimpfwort in loco⁵³ wirt uns nieman verargen.“ Aber keiner lege es falsch aus: „Wöllend nit spöttlis machen: es gilt ernst!“

⁵² Kann.

⁵³ Ein munteres Scherzwort am rechten Ort.

In der Tat: daß Zwingli sich von einem unerhörten Ernste treiben ließ, das verlieh seinem Worte diese wunderbare Durchschlagskraft. Es mag seinen Zeitgenossen zu Mute gewesen sein, wie wenn das Stücklein Gewissen, das in ihnen allen noch schlummerte, in diesem Manne zu einer Großmacht geworden wäre, wie wenn die vielgestaltige Not, unter der einer wie der andere litt, in ihm ihren gewaltigsten Ausdruck gefunden hätte. Da hatte nun endlich jemand den Mut und die Demut, alles zu sagen: die Sünde der andern und die eigene Sünde. Da, von der Großmünsterkanzel herab erfuhr man, wo's fehlte, im Großen und Ganzen, und im Kleinen und Einzelnen. Jede dieser Predigten war drum ein Ereignis, auf das man vorher gespannt war und das man hernach aufs lebhafteste besprach. Da gab's Neuigkeiten, Überraschungen, Eröffnungen, Anspielungen. Zwingli hat selbst das Recht für sich in Anspruch genommen, gewisse Leute in der Predigt mit Namen zu nennen. Er könnte nicht in das Geschrei derer einstimmen, schreibt er einmal, „die da sagend, man solle an der kanzel nieman nennen; das hat gott nie geboten, aber der papst“. Freilich fügt er hinzu, man müsse da sehr vorsichtig sein, nicht aus persönlicher Angst, sondern weil man sonst der Sache schaden, d. h. das Wort Gottes verhaßt machen könnte. Aber wie er nun z. B. bei einer Aussprache über die Bilder „den steininen affen uf dem fischmärkt oder den guldinen hanen uf dem kleinen thürnlin“ in seine Erörterung hineinzog, ebenso erzählte und beleuchtete er gelegentlich, was in den Trinkstuben der Stadt gesprochen, was im Rathaus verhandelt, was in den Klöstern getrieben worden war. Die Laster deckte er auf, den Müßiggang stellte er an den Pranger. Gegen die Verschwendung der Reichen, die Pensionenjägerei der Vornehmen und die Heuchelei der Geistlichen fand er besonders scharfe Worte. Selbstverständlich wollte man sich das nicht ohne weiteres gefallen lassen; der Leutpriester predige zu wenig erbaulich und mische sich in Dinge, die ihn nichts angehen; er sei ein Aufwiegler, ein Spielverderber; „man muoß mit der sach ylen, ee daß der pfaff widrum an der kanzel wäre“, hieß es wohl. Natürlich hat es auch von befreundeter Seite aus nicht an wohlmeinenden Ermahnungen gefehlt: er solle doch etwas zahmer, rücksichtsvoller tun. Darauf Zwingli: „Weiß ich wol, jr sprechend: straf mit maß! Hörend, dunkend üch die jetzigen laster so klein syn, daß mine wort ze ruch syend? Ir irrind, wenn jr der meinung wärind. Wenn der prophet in der gemein die warheit nit sol sagen, so stell man ein spielman mit der pfiffen oder luten dar, das hören wir all gern und wirt nieman erzürnt.“

So tut es denn gar wohl, Zwinglis Gedanken über geistliche und weltliche Dinge in seiner eigenen Sprache zu vernehmen; immer packen den Leser die Kraft und die Anschaulichkeit des Ausdrucks. Unerschöpflich ist der Sprachschatz unseres Reformators, den ganzen äußerlichen, scheinheiligen Betrieb der Kirchenreligion zu geißeln. Die theatralische Aufmachung des Gottesdienstes ist ihm mit seiner prophetischen Auffassung von der Anbetung im Geist und in der Wahrheit im innersten zuwider: „Wie wurd der burisch prophet Amos zuo unserer zyten thuon, wenn er so mengerley musik in den templen sähe, und so mengerley mensuren der baßtänzen, turdionen und hoppertänzen und ander proporzen hörte, und dazwischen die zarten chorherren in jren sydinen hemdlinen zum altar gen offer gon? warlich er wurd aber⁵⁴ schryen, daß sin wort die ganz welt nit erlyden möcht.“ Eine heillose Verblendung geht durch die ganze Christenheit, ein furchtbares Vergessen der Hauptsache vor dem Wust der vielen Nebensächlichkeiten: „Wir eerend gott mit bladergebet, mit füllfasten, mit uswendigem schyn der kutten, wyß geseipfet, der platten süberlich geschorn, der langen röck styf gefaltet, der muleslen wol vergüldet, mit hufen der vigilien, der psalmen; ietz murmeln wir, bald schryend wir, ietz essend wir nit eyer, bald füllend wir uns mit, und gefallend uns selb so wol in solcher narry, daß wir eigentlich meinend, wir syend fromm, obschon gott selbs darwider schryt.“ Am handgreiflichsten sieht er aber diesen Abfall von Gott im Klosterwesen und im Heiligendienst. Die Mönche „schwörend armuot, und ist dhein⁵⁵ geschlecht uf erden rycher weder die münch und nieman gytiger – der erdboden treit unnützer burde nit denn die verböggeten mastsüw“. Diese Religion steht geradezu dem lebendigen Gott im Wege: „Sölte ein observanzer mönch dem nackenden ein kutten schenken, so hätte er wider sinen orden gethon, aberwider den Orden Christi nit... Warum habend jr üchgsünderet? gottsdienst ist nit hinder den muren fysten⁵⁶. Warer gottsdienst ist, wittwen und waisen und alle dürftigen heimsuochen in jrem trüebzal und sich unvermasget verhüeten⁵⁷ vor dieser welt. Die welt heißt hie nit berg und tal, feld und holz, wasser, see, statt, dörfer, sunder die begirden der welt, als gyt, hochfart, unreinigkeit, fressery; die sind hinder den muren größer denn under den gmeinen menschen.“ Und was für einen Haufen „Götzen“ haben wir: „Einen bekleidend wir mit harnist, sam er ein kriegsknecht sye, den andern als einen buoben oder huorenwirt, daran die wyber fry-

⁵⁴ Wieder.

⁵⁵ Kein.

⁵⁶ Schnarchen.

⁵⁷ Sich unbefleckt erhalten.

lich zuo großem andacht bewegt werdend. Die seligen wyber⁵⁸ gstatlet man so hüerisch, so glatt und usgestrichen, sam sy darum dahin gestellt syind, daß die mann an jnen gereizt werdind zuo üppigkeit. Und gfallend demnach uns selber wol, wir habind einen schönen gottesdienst, das doch nüt anders ist denn ein abgöttery.“ Erhebt man aber gegen diesen Unfug die Stimme, so ruft der katholische Priester sofort ins Volk hinein: Die Religion ist in Gefahr, die lieben Heiligen werden geschmäht! Wie wenn's der Kirche um den Glauben des Volks zu tun wäre: „Schnyjete der silberin schnee noch so fast uf den Altar als vor, du hättest das gschrey nie angefangen.“ Dise „lügenhaftigen gytwürm“ von geldgierigen Päpstlern lassen dem Geschäft zulieb sogar den ausgesprochenen Bösewicht in dem gefährlichen Wahn, er könne sich durch die äußerliche Verbindung mit dem Heiligen wie durch einen Zauber vor dem Verderben schützen: „Ja hat er etwann gemeint, so er sant Sebastian nur zuo hoffart, silberin oder guldin, da vor am huot getragen hab, syg er vor allem gschütz sicher und bü⁵⁹, oder so er zuo sanct Christoffel alle tag ein Ave Maria spreche, syg er vor allem unrat behüet; oder so er sanct Barbaren lasse, fyn nach hüerischen sitten gebildet, uf einen altar stellen, damit der meßlesend pfaff nit ze vil andächtig wär, mög er nit one den fronlychnam und bluot Christi sterben.“ Kein Wunder, wenn Zwingli mit einer rücksichtslosen Gründlichkeit den ganzen farbenprächtigen Mantel der damaligen Frömmigkeit beseitigen wollte. Der hat ihn nicht verstanden, der sein wichtigstes Lebenswerk in der „Reformation“ des katholischen Kultus sieht; Zwingli selber hat dieses volkstümlich gewordene Wort sehr selten gebraucht und es eher mit einem gewissen Mißtrauen in den Mund genommen; denn nicht um ein Flickchen an der schadhaften alten Form handelte es sich für ihn, sondern um das völlige Zerschlagen derselben und um etwas grundsätzlich Neues. Und er weiß schon, warum es nicht ratsam ist, der trauten Gewohnheit zu lieb wenigstens ein Restchen des Alten beizubehalten: „Kein kloster wirt so wol nimmer reformiert, es kummt mit der zyt widrum in die alten geile... Meßgwänder und altär halten ist glych, als so die kinder Israels die altär jrer abgötten hättind lassen ston, so sy jnen glych nümmen opfretind. Welcher die storchennester blyben laßt, dem kommend sy warlich wider. Es ist bös räubisch und kriegisch syn. Aber wäger⁶⁰ wär es, jr thätind den kat allen denen⁶¹, weder daß sy blybende den fyend reizend sich widrum ufzerichten.“

⁵⁸ Die weiblichen Heiligen.

⁵⁹ Beule, Pest.

⁶⁰ Ratsamer.

⁶¹ Auf die Seite.

Johannes Keßler rühmt Zwingli nach: „Keiner ist, der ains uß dem anderen kräftiger schließe, dann diser mensch; keiner, der das pfil gegem widertail schärpfer abtrucke oder wunderbarerlicher ußschlache hinwider, das im angesetzt⁶²“. Das mußten neben den hohen geistlichen Würden-trägern („hoch nenne ich sy, daß sy uf so hohen pferden, stüelen, schlossen sitzend“) vor allem auch die maßgebenden Persönlichkeiten der weltlichen Politik erfahren. Wie hat er vom Evangelium aus gegen den Soldkrieg geeifert! Diese meist adeligen Hauptleute, die den gemeinen Mann so schmäählich ins Verderben locken, „tretend so kostlich in syden, silber, gold und edelgesteinen, mit ringen und kettinen heryn, daß es so vor sonn un mon ein schand ist, geschwigen vor gott und menschen; einer ist oben guldin und underhalb sydin, der ander underhalb guldin und oben sammetin oder damastin; und das alles ist also mit so vil löchern verfensteret, daß es ein spott ist, daß man sy also nur lasse vor den ougen offentlich herum prachten.“ Und vor solch gefährlichen Gecken duckt man sich sogar: „Kummt ein wolf in ein land, so stürmt man, und fallend alle menschen zemmen jn ze fahen. Wenn aber ein houptmann oder ufweibler in ein land kummt, zücht man den huot gegen jn ab.“ Was ist das für ein entsetzlicher Markt um Menschenfleisch! Diese gutbesoldeten Werber „sind den mezgeren glych, so das vech gen Constanz trybend; die trybend das vech hinus, und nemend das gelt darum, und kummend one das vech wider heim; farend dann widerum us, und thuond jm also für und für... Es schiltet menger das fleisshessen (in der Fastenzeit) übel, und haltet es für ein große sünd, das doch gott nit zuo einiger zyt⁶³ verboten hat; aber menschenfleisch verkoufen und ze tod schlahen halt er nit für ein große sünd“. Wie grausig klingt das Wort, das Zwingli den Kardinälen zuruft: „Sy tragend billich rote hüet und mäntel; dann schüttet man sy, so fallend ducaten und kronen herus; windet man sy, so rünnt dines suns, bruoders, vaters und guoten fründs bluot herus.“ Immer bedrohlicher wird seine Sprache gegen alle Großen der Erde: gegen die wucherischen Kapitalisten, die mit ihren „Rutscherzinsen“ den einfachen Mann erdrücken; gegen die Großkaufleute, von denen er sagt: „Sie gebend ir war, wie sy wend, und ist ghein arme kindbetterin in aller welt, sy muß an eim jeden lödtly bulver denen wolffen einen krützer oder noch me ze Schatzung geben“; gegen die Tyrannen, denen er zuruft: „Hüetend üch, das evangelium wirt fromm lüt ziehen. Werdend ouch fromm! so wirt man

⁶² Das (d. h. den Pfeil) man gegen ihn richtet.

⁶³ Zu bestimmten Zeiten.

üch uf den händen tragen. Thuond jr das nit, sunder ryssend und pochend⁶⁴, so werdend jr mit füessen getreten.“ Denn die Obrigkeiten, die „untrüwlich und usser der schnuor Christi faren wurdind, mögend mit gott entsetzt werden“. Damit ist unumwunden das Recht der Revolution im Namen des Christentums ausgesprochen, denn es „wachst die leer gottes nit von den hohen höupteren herab, sunder von den kleinen verschmächten wachst es bis an die höupter!“

Und das gab nun seinen Worten erst die volle Wucht, daß unserm Zwingli der einfache Mann wichtiger war als die großen Herren und daß er zum Volk mehr Vertrauen hatte als zur gelehrten und zur geistlichen Zunft. Er war überzeugt, daß sich allenthalben ein ordentlicher Grundstock schlichter Leute vorfinde, die in ihrem Kern unverdorben und für die Wahrheit empfänglich seien, so bald sie ihnen nahegebracht werde – da wollte er anknüpfen; mit den durchs Geld oder durch die Gelehrtheit oder durch die Heuchelei Verdorbenen war ja doch nichts mehr anzufangen. Zwingli bekannte einmal aus seiner Predigterfahrung heraus: „Man spricht oft: Ir wuochrend, jr brechend üwer ee, in die gmeind hiny, da, ob gott will, der größer teil unschuldig ist.“ Von da aus muß man es verstehen, daß Zwingli seine Strafrede häufig unterbrach und wie zur Entschuldigung die Bitte einfügte: „Nimm dich deß nit an, frommer mann“; er wollte nicht den Schein erwecken, als ließe er sich im Eifer zu verletzenden Übertreibungen hinreißen. Sogar seinen Feinden gegenüber hütete er sich vor ungerechten Verallgemeinerungen: wie er die Mönche abkanzelte, setzte er hinzu: „Nimm dich deß nit an, frommer ordensmann“; wie er mit den Obrigkeiten abrechnete: „Üch frommen fürgesetzten mein ich nit“; wie er gegen die geizigen Pfaffen loszog: „Nimm dich deß nit an, du unschuldiger! ich weiß wol, daß vil frommer Dieneren gottes sind,“ wie er die stolzen Kirchenhäupter vor das Gericht des Gotteswortes zog: „Hie will ich nur von den falschen, gytigen, hochfärtigen, muotwilligen prälaten geredt haben: nimm dich deß nit an, frommer mann! welche sich under, nit über die gschrift setzend, sind recht dran.“

Mit andern Worten: unter der Großmünster-Kanzel ward gerade durch diese selten frische, unerhört tapfere und bedingungslos wahre Sprache Zwinglis das Gefühl der ungelehrten Zuhörer wie noch nie erweckt, so daß die gewöhnlichen Leute: der Bürger, der Bauer, die Hausfrau, der Handwerksmann die gewaltige Entdeckung machen konnten:

⁶⁴ Sondern witzelt und prahlt ihr nur.

wir sind dem entscheidenden Erlebnis so nahe wie irgend jemand. Wir können verstehen, worauf es ankommt. Da braucht es weiter keine Hochschulbildung und keinen kirchlichen Aufwand. Da ist gar keine fremde Vermittlung nötig, sondern ich selber kann es sehen und es ergreifen und es besitzen. Es ist wie zu der Apostel Zeiten; was sich seither um das Große, Einfache wie ein Knäuel von Umständlichkeit und Verworrenheit geschlungen hat, fällt ab, und das Alte, ewig Neue ist wieder wie ehemals: groß und einfach, jedem Gutgewillten einleuchtend und zugänglich. „Do Christus getödt, ward er durch die fischer in der welt verkündet. Jetz werdend die hafner, müller, glaser, tuochschärer, schuochmacher und schnyder leeren. Es ist iez an denen, die fischer hand es vor gethan.“ Man kann es jetzt machen ohne „die doctores in den roten hüeten, guldinen ringen, sydengewand und vergöldten hemdlinen“, und „die christen fragend jren gesalbten pfaffen nüts mee nach; sind küe- und gänshirten iez geleerter denn jre theologi“. Was brauchen wir die Lehrentscheidungen der Kirchenhäupter auf Konzilien? „Höngg und Küßnacht ist ein gewüssere kilch dann all zuosammen gerottet bischof und päpst.“ Wozu sollen wir abstellen auf kirchliche Wissenschaft und kirchliches Recht, wie sie auf den hohen Schulen gelehrt werden? „Es ist eins ieden buren hus ein schuol, darin man nüws und alts testament, die höchsten kunst, lesen kann.“ Wozu ein Priestergottesdienst, ein Kirchengottesdienst, ein Sonntagsgottesdienst, wo doch der Gottesdienst des Laien im Leben am Werktag so unendlich viel wichtiger ist? „Also mag der bur im pfluog beten, so er sin arbeit im namen gottes duldiglich treit, gott um das meeren des somens anrueft und vertraut; also auch der schmid am ambos, sicht er in allem sinem thuon und lassen gott an, so betet er on underlaß.“ Denn das Christentum ist viel weniger eine Sache des Verstandes und des Gefühles, als eine Sache des Willens und des Lebens. „Ein christ syn ist nit schwätzen von Christo, sonder wandlen, wie er gewandelt hat.“ Darauf kommt es hinaus: für Gott muß man etwas tun, unermüdlich und mit allezeit frohem Sinn: „Ich find nienen, daß müeßiggon ein gottesdienst syg – ein christlich leben ist nüt anders weder ein emsig wüirken das werk gottes – ein christ, das ist ein unabläßlicher wüirker des guoten gegen gott und den menschen.“

Das Erlebnis der Befreiung, das Zwingli Zeitgenossen in dieser wunderbaren Vereinfachung erfuhren, wurde aber dadurch noch bedeutend vertieft, daß sie in dem Verkündiger dieses reinen Christentums zugleich einen selbstlosen Betätiger und einen zum Äußersten entschlossenen Be-

kenner desselben vor sich sahen. Die Form entsprach dem Inhalt, der Ausdruck deckte sich mit dem Wesen, der Mann war so fromm wie sein Reden. Fehlerlos ist zwar auch er nicht gewesen, das hat er selber am wenigsten behauptet. Wenn ihm seine Gegner etwa entgegenhielten: Wer gibt dir eigentlich das Recht, mit solch scharfer Rede über alle Menschen zu Gericht zu sitzen? Bist du etwa frei von allen Lastern?, so antwortete er ruhig: „Denen ich gern nachlaß⁶⁵, daß ich ein armer und treffentlich bresthafter sündler bin. Aber, wie immer ich bin, hat mich dennoch gott zuo der arbeit sines wortes berüefet.“ Je länger er indes in dieser Arbeit stand, um so gründlicher wurde er von den Schlacken seines anfänglichen Wesens geläutert. Als Zwingli nach Zürich kam, bezog er z. B. immer noch vom Papst das nicht unbeträchtliche Jahrgeld von 50 Gulden, und obschon er natürlich die Unvereinbarkeit seiner ein Neues fordernden Predigt mit diesem ihn fürs Alte verpflichtenden Geschenk drückend genug empfand, ließ er es sich doch noch anderthalb Jahre lang gefallen. Vom Sommer 1520 an konnte Zwingli aber stolz bekennen: „Ich bin dheim⁶⁶ herren uf erdrych jetzmal verbunden um einen haller.“ Das will darum doppelt viel heißen, weil seine Mittel stets knapp gewesen sind: Vermögen besaß er nicht, und was seine Besoldung betrifft, so mußte es gut gehen, wenn er z. B. im ganzen Jahr 1524 auf 60 Gulden kam. Nebeneinnahmen aber fehlten; für alle seine viel gelesenen und häufig nachgedruckten Schriften beanspruchte er von seinem Buchdrucker Froschauer nie die geringste Entschädigung. Und wenn ihm seine Feinde nachredeten, er habe dafür eine reiche Frau, so entsprach dies keineswegs den Tatsachen, denn Anna Reinhart, mit der Zwingli vom Frühling 1522 an heimlich und seit Ostern 1524 öffentlich verheiratet war, verfügte aus ihrer ersten Ehe nur über ein kleines Vermögen von ungefähr 8000 Franken nach heutigem Geldwert. Trotzdem lehnte er es stets tapfer ab, wenn man ihm irgendein Anerbieten machte: „Meine Herren haben mir eine solche Nahrung geschöpft, daß ich keiner Verehrung⁶⁷ bedarf“, und sobald er hinter der in Aussicht gestellten Erkenntlichkeit gar eine unlautere Nebenabsicht witterte, konnte er deutlich und tüchtig genug abwinken: „Ich diene Christus und seiner Kirche, nicht dem Bauch. Von niemand habe ich je etwas empfangen wollen, bringt also nicht die Gnade unsers Herrn Jesus Christus in schlechten Ruf!“ Dabei wußte man von Zwingli, daß er sich Bedürftigen gegenüber sehr freigebig zeigte; so hat

⁶⁵ Zugebe.

⁶⁶ Keinem.

⁶⁷ Geschenk.

er, um von andern Beweisen herzlichen Mitgeföhls mit fremder Not zu schweigen, dem krank und mittellos bei ihm anklopfenden Hutten zu all seinen andern Bemöhungen um ihn, noch drei Gulden geschenkt. Kurz, als der Reformator starb, hinterließ er eine an irdischen Gütern arme Familie (nicht einmal seine schöne Bücherei konnte seinen Söhnen erhalten werden); aber wir haben nicht das Gefühl, daß ihn die Vorahnung davon besonders bekümmert hätte. Denn er wußte, daß es frommen Menschen nie am Nötigen fehlt. Was für eine Tröstkraft hatten ein solcher Glaube und ein solches Leben! Dem Prediger Zwingli gegenüber hieß es nicht: „Er redt wol schön von der sacht, er lebt aber schandlich“, sondern hinter seinen Worten stand eine Persönlichkeit, die für sich selber schon viel mehr überzeugte als all ihr Reden. Wenn er die Pfarrer zu evangelischer Armut ermahnt: „Laß dich nit bekümmern, frommer bot gottes! din herr wirt dir wol narung bescheeren“, oder wenn er Leuten, die aus Bedürftigkeit in keine kirchliche Bruderschaft eintreten konnten, zuruft: „Bis mannlich, du arms seeli! alle menschen sind dine brüeder!“, oder wenn er seine über die Abschaffung der Zinsen besorgten Zuhörer beruhigt: „Gott spyst die rappen⁶⁸ und ander vogel, die nit zemmen legend oder hufend; er bekleidet die blüemlin der heid. Wie viel sind wir mee wert in den ougen des herren? Eja, so wirt er ouch uns und unsere kind spysen“, oder wenn er vor die meisten seiner Schriften jenes Geleitwort drucken ließ: „Kummend zu mir alle, die arbeitend und beladen sind, und ich will üch ruow geben“ – so stehen wir unter dem gewaltigen Eindruck: der durfte und konnte so trösten, und wir verstehen nun das Lob des großen Bullinger über seinen größeren Vorgänger Zwingli: „Im trösten was er fast⁶⁹ anmüetig und lieplich.“

Den allermächtigsten Nachhall lieh aber Zwinglis Wort ohne Zweifel der Umstand, daß sich der Zuhörer in diesem Prediger einem Manne gegenüber fühlte, der für seine Sache das Äußerste zu erdulden entschlossen war. Es ist ja immer die sicherste Probe auf den Wert eines Glaubens, wie viel Opfer er seinem Bekenner wert scheint. Bei Zwingli gab es kein klägliches Zagen und Zweifeln, wenn die Verleumdung, die Verlästerung, die Verhetzung gegen ihn losbrach, im Gegenteil: das war ja ganz in der Ordnung und das allerbeste Zeichen. „Denn niemals wird sich die Welt mit Christus vertragen“; sobald man mit dem Glauben an diesen richtig Ernst zu machen beginnt, hat man von jener Seite viel harten Wider-

⁶⁸ Raben.

⁶⁹ Sehr.

stand und schmäbliche Nachrede zu gewärtigen. Aber „ie mee üwer nam by den menschen verworfen wirt, je höher und werter er by gott ist. Frisch uf, welcher ein mann gottes sye! lassend sehen ob gott stärker syg oder die hoftänzer!“ Eine ungeheure Tapferkeit wurde in Zwinglis Seele ausgelöst durch die Gewißheit: wir haben Gott in seinem Wort, also steht auf unserer Seite die Wahrheit und der schließliche Sieg. Zur alles überwältigenden Kraft des gepredigten Wortes hat Zwingli unbedingtes Zutrauen gehabt. „Gottes Wort wird die stäub alle ring dannen blasen“, sobald man ihm nur den Zugang nicht verwehrt. Darum „thuond um gottswillen sinem wort keinen drang an; dann warlich, warlich es wirt als gwüß sinen gang haben als der Rhyn; den mag man ein zyt wol schwellen, aber nit gstellen“. Wie sicher und froh machte diese felsenfeste Überzeugung mitten in hundert Gefahren! „Nit daß mir ab denen winden gruse, ich hab jro gewonet, gott sye dank, und ston uf eim felsen, der under mir nit wucht, und mich nit laßt ab jm gewejet werden – es schadet nüt, daß der widerstrebenden vil ist; gott ist stärker dann sy all – wie söllend wir jm nun thun? Nüts anders dann frölich tragen und dem rechten richter empfehlen – bis ungezwifelt, der krieg wirt gricht werden; nun⁷⁰ stürm nieman!“

Dabei sieht Zwingli immer deutlicher voraus: in diesem Krieg bleibe ich auf der Walstatt liegen. Eine Anzahl der für Gott Entschlossenen muß fallen. „Denn ich glaube, wie die Kirche durch Blut zum Leben kam, so kann sie auch bloß durch Blut erneuert werden, nicht anders.“ So schrieb der auf alles Gefaßte schon im Sommer 1520. Man darf ohne Übertreibung sagen: zwölf Jahre lang durchzitterte jene Vorahnung des Märtyrertodes seinen Alltag, der er schon Ende 1519 in seinem tief empfundenen Pestlied Ausdruck gegeben hatte:

„Wiewol ich muoß
 Des todes buoß
 Erlyden zwar einmal
 Villycht mit größrem qual,
 Dann iezund wär
 Geschehen, herr!“

Aber das nimmt ihm nun nicht die Freude am Werk, sondern das gibt und vertieft sie ihm erst: „Die menschen mag man wol umbringen; aber

⁷⁰ Nur.

das wort gottes blybt ewig; und muoß himmel und erd ee krachen, denn eins der worten gottes möge vergon.“ Denn schließlich handelt es sich ja nicht um uns, sondern um etwas viel Größeres: die gewaltige Sache Gottes. „Wir sind Gottes Handgeschirr, und ich glaube, jedes von uns wird abgenützt, zerbrochen oder matt gemacht. Aber der himmlische Lenker führt den Plan, den er sich vorgenommen hat, mit diesen seinen Mitteln zum Ziel, auch wenn wir zerbrochen werden und vor der Welt zu Grunde gehen.“ Vor der Ewigkeit geht unser Bestes ja nicht zu Grund. „Es mögend die sün gottes so lang nit tod blyben. Denn Gott ist ein gott der lebenden. Diewyl man hie lebt, so wächßlet man den schlaff und die wacht. Dört ist ein ewige wacht.“

* * *

Alles in allem: Zwinglis Sprache wirkte so sieghaft, überwältigend, durchschlagend, weil in ihr etwas zum Worte kam, was noch viel größer war als der große Zwingli für sich. „Gott redet durch mich, wenn ich sein Wort verkündige“, schrieb er einmal selber.

(Volks-Bücher des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Heft 5, Basel 1918)

Heinrich Bullinger als Hausvater

Wer in Zürich am Großmünster-Pfarrhaus beim Zwingliplatz vorbeikommt und die daran angebrachte Erinnerungstafel liest, der erfährt, daß hier fast 40 Jahre lang Heinrich Bullinger, der Nachfolger unseres Reformators und erste Antistes der Zürcher Kirche, gewohnt hat. Im Herbst 1536 war er eingezogen. Man hatte keinen Möbelwagen gebraucht, denn vorher war man im benachbarten „Grünen Schloß“ daheim gewesen; so konnte man den Hausrat und die Bücherbeigen einfach von Hand hinübertragen. Am neuen Ort waren ein Dutzend Betten aufzuschlagen; denn der erst 33jährige Bullinger hatte schon mit einer recht großen Familie zu zügeln; außer der Hausmutter, fünf kleinen Kindern und einem angenommenen Waisenknaben gehörten seine Eltern, die Witwe Zwinglis mit zwei ihrer Kinder und die Dienstmagd Brigitte Schmid dazu. Und in den folgenden Jahren lag noch sechsmal ein neues Bullingerkindlein in der Wiege. Man wundert sich, wo die gute Frau Pfarrer all diese Leute verstaute.